

FERNANDA TRÍAS
ROSA SCHLEIM



ROMAN

claassen

Das mit dem Hund ereignete sich im selben Jahr wie der Kuss, ich weiß nur nicht, ob davor oder danach. Wir, Max und ich, befanden uns auf der Veranda bei mir zu Hause, zur Siestzeit, als wir nicht allein zum Strand hinuntergehen durften. Er erzählte mir nie von traurigen Dingen, und das beunruhigte mich, weil die Traurigkeit in ihm war wie die Luft in der Luft; daher, glaubte ich, kümmerte es ihn gar nicht, dass er diese Traurigkeit empfand, so wie die Luft sich nicht selbst zu atmen braucht.

»Weinst du nie?«, fragte ich.

»Das kann ich nicht.«

»Wie, du kannst nicht weinen?«

»Manchmal zwingt mich, ich kneife mich so fest, bis mir die Tränen kommen.«

»Du bist der seltsamste Mensch, den ich kenne«, sagte ich.

»Als meine Oma gestorben ist, konnte ich auch nicht weinen.«

»Und warum hast du dich da nicht gekniffen?«

Er zuckte die Schultern. Dann blickte er in die Ferne, in Richtung der abschüssigen Straße, wo die Autos derer parkten, die zum Fischen kamen. Die Zikaden waren laut zu hören. Die Sonne verlieh allem einen blendenden Lichtkranz, und die funkelnden Autofenster hinterließen grüne Flecken in den Augen. Ich hob den Arm und hielt ihn Max hin.

»Zeig mir, wie du das machst«, sagte ich. »Kneif mich.«

»Ich will dich aber nicht kneifen«, sagte er.

»Ich bitte dich. Ich will um diese Pflanze da weinen, schau, die geht ein vor Durst.«

Er blickte auf das trockene Beet, das mein Haus von dem Kiesweg trennte. Da stand eine welke Hortensie mit nach innen gerollten Blättern und ausgebleichenen Blüten, nur einige wenige waren noch blassblau, doch die meisten gelblich, von der Sonne verbrannt.

»Du kannst doch allein weinen. Und was interessiert dich diese Pflanze überhaupt?«

»Kneif mich doch jetzt. Wenn du mein Freund bist, kneifst du mich. Bist du mein Freund oder nicht?«

Ich hielt ihm die Hand hin, und jetzt schlug er ein.

»Bin ich«, sagte er.

Bevor er mich kniff, warnte er mich, dass er nicht eher loslassen würde, bis ich weinte, und dass er das nur tue, weil wir Freunde seien. »Abgemacht«, sagte ich. Ich hatte die Haut tief gebräunt, und sie spannte vom vielen Salz, nur an den Knien waren zwei weiße Narben von einem Fahrradunfall zu sehen. Bereit?, fragte Max. Bereit. Max krallte sich mit seinen Fingernägeln fest, und sofort entfuhr mir ein *Aua*, und ich wollte reflexartig die Hand zurückziehen, doch er ließ mich nicht. Er hielt sie eisern fest und drückte weiter zu, während er den Blick nicht von mir abwandte. Mein Gesicht war rot angelaufen, ich spürte, wie mir die Hitze in die Wangen stieg, das Zirpen der Zikaden dröhnte mir in den Ohren, aber ich hielt die Tränen zurück, entschlossen, bis zum Schluss durchzuhalten. Es galt das Spiel ernst zu nehmen, und von Delfa hatte ich gelernt, dass das Geheimnis darin bestand, an etwas anderes zu denken. Man konnte sich zum Beispiel einen Pinguin vorstellen. Oder auch einen Kolibri. Max schätzte die Feuchtigkeit meiner Augen ab, bis ich sah, dass er mit gesenktem Blick nachgab.

»Genug«, sagte er und ließ mich los.

Die Kerbe, die er mir mit seinen Nägeln in die Haut gebohrt hatte, pochte wie wild.

»Du hast losgelassen, bevor ich geweint habe«, sagte ich.

Da beugte er sich vor und gab mir, die Lippen fest geschlossen, einen Kuss. Das war alles. Danach haben wir uns fünf Jahre lang nicht mehr berührt. Ich hatte noch nie jemanden geküsst und konnte auch nichts sagen, denn nur eine Sekunde später krümmte Max sich vor Lachen.

»Dein Gesicht!«, sagte er. »Das hättest du sehen sollen.«

»Was für ein Gesicht? Was ist mit meinem Gesicht?«

Max konnte nicht sprechen, er verschluckte sich vor lauter Lachen und hielt die Unterarme gegen den Bauch gepresst. Dabei lag er rücklings auf den warmen Fliesen der Veranda.

»Dein Gesicht ... dein Gesicht ...«, war das Einzige, was er hervorbrachte.

»Du Spinner!«, sagte ich, von seinem Lachen angesteckt. »Sieh dich mal an! Jetzt weinst du doch.«

Dieses Gesicht, das er behauptete gesehen zu haben, während er mir seine Fingernägel ins Fleisch bohrte, erschien Max in seinen nächtlichen Halluzinationen, als er erstmals seine Heilkräuter einnahm. Mehr als fünfundzwanzig Jahre waren seit jenem Anfang, der vom Zirpen der Zikaden begleitet wurde, vergangen. Der Schamane, sagte er mir, habe in seine Hand gepustet, und dann habe er eine Schlange gesehen, die sich häutete. Die Haut zerschmolz ihr auf dem Leib, genauso wie Papier sich runzelt, wenn es brennt, fein und dunkel. Max verbrachte zwei Tage in einem Zelt, das mit Steinen geheizt wurde, und er musste sich zu Boden werfen, die Nase dicht auf der Erde, um nicht zu ersticken. Wir atmeten Erde, sagte er, und die Erde enthielt Sauerstoff. Ich weiß nicht, ob die Wirkung der Pflanze noch anhielt, als er nach Hause kam. Jedenfalls war er wie ausgewechselt. Ruhig und zugleich euphorisch, doch von einer kontrollierten Euphorie. Er erzählte mir, in dieser Vision habe die Schlange das Maul aufgerissen und etwas sei daraus zum Vorschein gekommen.

»Ein Fötus schlüpfte ihr aus dem Maul«, sagte er, »und ich wusste, dass diese Geburt sie das Leben kostete.«

Was aus der Schlange herauskam, war eine Frau, die mein Gesicht hatte, *jenes* Gesicht, das er gesehen hatte, als wir Kinder waren. Eine Frau, die zugleich ein Ungeheuer war.

»Du bist die Hülle«, sagte er, »aber darunter existiert etwas anderes. Ein als Ungeheuer verkleidetes Mädchen.«

»Oder ein Ungeheuer, verkleidet als Mädchen?«

»Ist das wichtig?«, sagte er.

»Mir ist es schon wichtig.«

»Das Ungeheuer und das Mädchen waren ein und dasselbe.«

16

Am Ende fällt die Sandburg in sich zusammen.

Ja.

Du weißt es, hast es *immer* gewusst. Warum hast du sie dann gebaut?

Sag du es mir.

Nicht, damit sie ewig hält, nicht, um sie vor der Welle zu schützen.

Ich weiß schon, worauf du hinauswillst.

Eine Reise ohne Widersprüche ist keine Reise.

Die Tage vergingen, von einem Blackout zum nächsten, ohne dass ich etwas von meiner Mutter hörte. Es fällt mir nicht leicht, diese Zeit der Ausgangssperre zu beschreiben, denn wenn es etwas gab, das sie kennzeichnete, dann dieses Gefühl der Zeitlosigkeit. Unser Leben bestand aus Warten, aber dieses Warten richtete sich auf nichts Bestimmtes. Wir warteten. Allerdings warteten wir in der Hoffnung, dass nichts passierte, denn jede Veränderung verhiess nichts Gutes. Solange alles ruhig blieb, konnte ich in dieser Nicht-Zeit von Erinnerung zehren. Mauro hatte mich so oft meine Mutter anrufen sehen, dass er es für ein Spiel hielt und sich angewöhnte, den Hörer abzunehmen und Gespräche in seiner Fantasiesprache zu führen. Manchmal wählte ich die Nummer meiner Mutter und ließ ihn dann mit dem Hörer am Ohr den Klingelzeichen lauschen, die am anderen Ende ertönten. Nach einer Weile wurde er es leid und reichte mir den Hörer zurück.

»Hallo, nein«, sagte er.

Die Stromausfälle verschlimmerten die Isolation, diese Zeit, die sich an sich selbst abnutzte, diese poröse Zeit. Ich sage porös, weil die Gedanken sich in ihr verfangen wie die Bänder der Kassetten, die Max und ich, in mein Zimmer eingeschlossen, rückwärts gehört hatten. Denn eine Kassette rückwärts zu hören, war noch eins dieser Dinge, die die Erwachsenen uns ohne jegliche Erklärung verboten. Wir wollten die geheime Botschaft entdecken. nekcedtne tfahcstoB emieheg eid netllow riW. Am Ende verhedderte sich das Band am Tonkopf, und wir nahmen die Kassette auseinander, um auch in den Innereien des Geräts nach dem Geheimnis zu forschen, im physischen Bereich der Dinge.

Es war Mittwoch oder Donnerstag. War Freitag oder Samstag. Völlig egal; die Tage, die Stunde, ob Winter oder Frühling. Wichtig waren nur die Dichte des Nebels oder die rote Wolkendecke; wichtig war die Stille oder das Schrillen des Alarms, das den Wind ankündigte. Ich hatte gelernt, in den Wolken zu lesen und die Helligkeit des Tages zu fürchten. Seit bald zwei Wochen hatte ich nichts mehr von meiner Mutter gehört. Ich ließ mich in einem Sessel nieder und blätterte in einem ihrer Bücher, aber kam nicht über die ersten Seiten hinaus. Ich suchte nach Notizen am Rand, etwas, das mir als Hinweis dienen konnte nach Dingen, die sie interessierten oder kränkten. Wer war sie, wenn sie nicht mit mir war. Worin bestanden ihre anderen Persönlichkeiten, die als Nachbarin, die als Freundin, die als Geliebte?

Ungefähr um die Zeit, als Delfa mit ihrer Perücke angekommen war, hatte meine Mutter angefangen, mit Männern auszugehen. Nie stellte sie mich ihnen offiziell vor, aber ich öffnete ihnen die Tür, wenn sie vorbeikamen, um sie abzuholen, oder rannte vom Haus zum Auto, um meiner Mutter noch etwas zu bringen, das sie vergessen hatte. Dann grüßten sie mich ohne übertriebene Höflichkeit. Die Männer, die ihr gefielen, sahen alle irgendwie gleich aus, und eine Zeit lang glaubte ich tatsächlich, es sei immer derselbe: grau, mundfaul, grobschlächtig. Meine Mutter assoziierte Männlichkeit mit Wortkargheit oder

zumindest mit mangelnder Wortgewandtheit, wohingegen sie ein Ausbund an greller Stimmgewalt war, wovon wir uns alle blenden ließen. Einmal hörte ich sie sagen, sie wolle sich selbst eine Chance geben.

Damals fing Delfa an, abends bei mir zu bleiben, wenn meine Mutter ausging. Beim Abendessen sahen wir fern, synchronisierte Filme oder die Sendung *Träume wagen*. Im bläulichen Licht des Bildschirms ruhte mein Kopf auf Delfas Schoß, während sie mir die Haare mit ihren Fingern durchkämmte. Ich musste dem Sog widerstehen, der einschläfernden Wirkung ihrer Finger, die meine Haare entwirrten, weil ich mit ihr wach bleiben wollte und nicht etwa einschlafen und die Augen erst wieder öffnen, wenn sie bereits gegangen war. »Wovon würdest du zu träumen wagen?«, wollte Delfa von mir wissen. Zu der Zeit kreisten meine Gedanken bereits um Max, aber das verriet ich ihr nicht. Ich sagte, mein Traum wäre, dass sie und ich in einem Haus hoch oben in einem Baum lebten und sie nicht mehr arbeiten müsste. Delfa lachte. Sie sagte, das wäre schön. Ohne meine Mutter, sagte ich, damit sie mich nicht zwingen könne, Hausaufgaben zu machen. Ich zwing dich auch, Hausaufgaben zu machen. Ja, aber nur kurz. Delfa schickte mich in mein Zimmer, wenn die Kinderansage kam, eine Maus im Pyjama, die uns eine gute Nacht wünschte. Um die Zeit war ich jedoch noch nicht müde und wälzte mich, bei schwachem Lichtschimmer, der aus dem Wohnzimmer durchsickerte, wo Delfa Sendungen ohne Ton guckte, unter der Decke hin und her. Wenn sie ins Zimmer trat, stellte ich mich schlafend, aber selbst mit geschlossenen Augen nahm ich ihre Umrisse im Türrahmen wahr. Irgendwann in der Nacht hörte ich die Schlüssel meiner Mutter klimpern, und am Morgen fand ich dann Theaterbroschüren auf dem Wohnzimmertisch, eine Serviette mit dem Logo eines Restaurants, das Souvenir einer Party, zerknitterte Schachteln brasilianischer Pralinen.

Mit den Jahren hörte meine Mutter auf, abends auszugehen. Zu jener Zeit war ich schon ein Teenager und scherte mich nicht mehr darum, ob sie spät heimkehrte oder nicht. Sie habe nicht gefunden, wonach sie suchte, hörte ich sie zu einer ihrer Freundinnen am Telefon sagen, aber ich habe nie verstanden, ob sie falsch gesucht hatte, ob in unzugänglichen oder leeren Ecken, oder ob das, wonach sie suchte, einfach nicht existierte. Danach habe ich nie mehr erlebt, dass sie sich noch regelmäßig mit jemandem getroffen hätte, und mit der Zeit änderte sich der Diskurs. Die Sehnsucht ihres Lebens galt nicht mehr der Aufmerksamkeit, die ihr, seit ich denken konnte, eine Reihe Fremder reichlich hatten zuteilwerden lassen, sondern mir, und zwar in ihrer Rolle als Mutter. Plötzlich war ich, ohne zu wissen wie und warum, zum Mittelpunkt ihres Lebens geworden. Zweifellos hatte diese Entscheidung nichts mit mir zu tun. Ich glaube nicht, dass meine Mutter auch nur ein einziges Mal unter Liebeskummer gelitten hat. Ihr gefiel es, bewundert zu werden, ihr gefielen die kleinen Gesten, die Koketterie des Begehrens, aber sie brauchte sie nicht unbedingt, und das war ihre größte Entdeckung.

Mauro kam herbei, um mich zu fragen, ob heute sein Geburtstag sei. Seit wir den mal mit Papphütchen gefeiert hatten, war er völlig darauf fixiert.

»Nein«, sagte ich, »aber du kannst ruhig dein Hütchen aufsetzen.«

Er holte es sich vom Fernseher runter, um es sich aufzusetzen. Das Gummiband war ausgeleiert, aber es hielt gerade noch, als er es über sein Doppelkinn spannte.

»Ist mein Geburtstag?«

»Ich sag doch, nein.«

Ich frage mich, warum ich ihn nicht belog. Was machte es schon, ob wir Montag oder Dienstag hatten, ob es drei oder sechs Uhr war? Wir konnten jeden Tag feiern, *Happy Birthday* singen, uns eine neue Zeit erfinden. Stattdessen beharrte ich stur auf der *Wahrheit*.

»Strom, nein«, sagte Mauro.